

Feuilleton



WELTERBE

Wieder gescheitert

HANS WOLFGANG HOFFMANN

Mehr als zehn Jahre amtlicher Vorbereitung und Abertausende Arbeitsstunden von Ehrenamtlichen waren umsonst. Weder Karl-Marx-Allee noch Hansaviertel dürfen Welterbe werden. Das entschied die Kultusministerkonferenz am Montag auf einer außerordentlichen Sitzung. Damit scheiterten Berlin und die baulichen Großtaten der geteilten Stadt bereits zum zweiten Mal an der deutschen Vorauswahl für die Unesco-Liste.

Die Kultusministerkonferenz hielt sich strikt an die Empfehlung ihres zehnköpfigen Fachbeirats, in dem diesmal „unbefangene“ Welterbe-Experten aus der Schweiz und Österreich dominierten. Die Begründung lässt an der Bewerbung kaum ein gutes Haar. So vermisst der Fachbeirat den Beweis, dass „Berlin universellen Einfluss auf die Stadtentwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gehabt“ habe. Für ebenso unzureichend belegt hält er, dass die Wechselspiele in Ost und West über die Stadt hinaus „von Bedeutung gewesen“ seien. Beides wird an der Spree nur allzu gern für selbstverständlich genommen.

Zudem zerpfückt der Fachbeirat die Ost-West-Kombination der Berliner Bewerbung. Westliche Architekturzeugnisse wie das Hansaviertel sieht er bereits hinlänglich auf der Unesco-Liste vertreten. Östliche hätten die Anerkennung als Welt-



Die Berliner Karl-Marx-Allee – nicht des Welterbes würdig? PANTHERMEDIA/IMAGO

erbe zwar mehr als verdient – doch gebe es anderswo „wegweisendere“ Stätten als die Berliner Karl-Marx-Allee. Der zentralen Passage, mit der die Bewerbung begann, lässt sich dagegen kaum widersprechen: Ihren Sozialistischen Klassizismus belegen beispielsweise der Warschauer Kulturpalast, Moskaus Wolkenkratzer der Stalin-Ära oder Ceausescus kapitale Bauversuche in Bukarest – und zwar keineswegs weniger welterbewürdig.

Auch für das modernistische Westende der Karl-Marx-Allee, das erstmals zur Bewerbung gehörte, fehlt dem Fachbeirat die Einordnung. Praktisch ist die geforderte „internationale Vergleichsanalyse“ hier alles andere als leicht beizubringen: Denn mit den Plattenbauten, welche die Straße komplettierten, stand die Karl-Marx-Allee beileibe nicht allein. Seinerzeit schwenkte quasi der komplette Ostblock auf diese Konstruktionsweise um. Möglicherweise hat die Karl-Marx-Allee allein noch eine Chance. Bisherigen Bewerbungen entging ihre eigentliche Besonderheit: Nirgends auf der Welt treffen die beiden Hauptspielarten sozialistischen Städtebaus unmittelbar aufeinander.

Sturzflug auf die Leinwand

Harald Schulz studierte in der DDR abstrakte Malerei. Die Galerie Art Cru zeigt seine Bilder

INGEBORG RUTHE

Der Mistral jagt vom Norden her durch die Farbmassen, peitscht die in wilden teerschwärzen Strichen vom Maler angedeuteten Gewächse am Ufer der Rhône. Und wenn sich der kalt-trockene Fallwind an der Côte d'Azur, der Costa Brava und auch auf Korsika gen West dreht, zaust er das Strandgras und die Büsche in den Seealpen, wirbelt den Sand der Dünen des Mittelmeeres und des Ligurischen Meeres auf.

Dem Berliner Maler Harald Schulz war das ewige Naturereignis an südlichen Gestaden im Jahr 1993 kunstwürdig für dieses leidenschaftliche Ölgemälde namens „Mistral“, in dem sich alle Farben der Erde und die Elemente des Lebens auf: Erde, Feuer, Wasser, Luft. Erst nach dem Mauerfall konnten ostdeutsche Künstler mit eigenen Augen sehen und am eigenen Leib spüren, wie die Launen und die Gesetze der Natur an fernen Orten wirken.

Wechselnde Wetterlagen

Aber vielleicht genügten ja auch Erzählungen, Verse, Musik? Denn bei Harald Schulz aus Prenzlauer Berg, geboren 1959 in Guben, wirkt der „Mistral“ auf seinem großen Gemälde an der Wand der Galerie Art Cru so, als käme dieser unbändig tosende Wind ganz tief aus ihm selber, als habe er all die Landschaften, wechselnden Wetterlagen in sich. Als wäre er mit seinen Farbtöpfen im Sturzflug auf die Leinwände aufgetroffen und hätte dann mit Pinseln, Spachteln und beiden Händen in einem dionysischen und zugleich existenziellen körperlichen Akt alle Lust und allen Schmerz des Daseins, alle Schönheit, aber auch Vergänglichkeit des Irdischen auf die Bildgründe gepackt.

Bei anderen Malerinnen und Malern, deren Bilder wir bislang in der Berliner Galerie Art Cru – weit und breit dem einzigen Ausstellungsort der Werke von „Außenseitem“, die ganz im Sinne der einst von Jean Dubuffet 1947 sogenannten und im Kunstbetrieb etablierten Art brut zu verstehen ist, kann nicht mit akademischem Maß gemessen werden. Denn ihre Schöpfer sind „anders“, leben in ihrer eigenen Welt, wissen nicht von Ismen und Stilen, nicht von Kunstgeschichte oder Mainstream. Sie malen und formen aus dem Unbewussten heraus, absichtslos und ganz ihren Gefühlen folgend.

Das trifft oberflächlich betrachtet und stilistisch gedeutet auch auf



„Freude“, 2001, Öl auf Leinwand

HARALD SCHULZ / GALERIE ART CRU BERLIN (2)



„Mistral“, 1998, Öl auf Leinwand

Schulz' teils fast reliefartige Impasto-Motive, wuchtig-abstrakt, dicht und sinnlich, sehnsuchtsvoll und tieftraurig, aggressiv oder angstvoll und im Glücksrausch. Es sind mitreißende Stimmungslagen und Gefühlsturbulenzen eines Künstlers mit Amplituden zwischen

Malrausch und Depression. Und doch lenkt dieser Künstler seine Farbobsessionen auch in einen konzentrierten Prozess, vergleichbar vielleicht mit den amorphen Farbflüssen des nordrhein-westfälischen Nachkriegsavantgardisten Emil Schumacher oder den abstrak-

ten Farbgebirgen des in Berlin geborenen Londoners Frank Auerbach.

Kindliche Art brut oder Art Cru indes sind keine korrekten Einordnungen für den Maler aus Prenzlauer Berg. Harald Schulz nämlich studierte von 1984 bis 1989 an der Kunsthochschule Weißensee bei den Professoren Heinrich Tessmer und Dieter Goltzsche.

Er war, wiewohl eigen und „außenseiterisch“ in seiner Art und Weise, zur DDR-Zeit der einzige Student der Institution, der ein Studium in Abstrakter Malerei absolvieren durfte. Obwohl er damit überhaupt nicht den ideologischen Erwartungen der Kulturpolitik der Honecker-Ära entsprach, so sehr die Funktionäre die angebliche „Weite und Vielfalt“ der freien Kunst propagierten. Seine Diplomarbeit widmete Schulz – im Jahr des Mauerfalls – den „Walgesängen“, ein Werk der ineinander verfließenden Farben, in dem ein großer „Gesang“ der Natur entstand. Einer, der besagt, dass alles mit allem zusammenhängt, mit guten und fruchtbareren oder aber mit verheerenden Folgen, wie wir sie derzeit durch den Klimawandel weltweit erleben.

Vulkanisches Naturell

„Brennen musst Du, wenn Du atmen willst“, nennt Schulz seine Ausstellung im Kunsthof Berlin-Mitte, die uns, nach viel zu wenigen Auftritten dieses introvertierten Künstlers in den letzten 33 Jahren seit der Wiedervereinigung, ein ganz besonderes, beim Malen geradezu vulkanisches Naturell nahebringt.

Der Titel ist zugleich ein Gedicht des intensiv Lyrik schreibenden Malers, der Vincent van Gogh verehrt und ebenso Willem de Kooning. Magisch zieht die Leinwand „So blau wie Schnee“, 1994, den Blick an und hinein in die aufwühlenden Tafeln, die abstrakte Intensität. Und diese tiefe Zuneigung im Bild „Freunde“ von 2001.

Jede der berührenden, ja aufwühlenden Tafeln lässt uns Betrachter die Intensität, das Ekstatische der Abstraktionen spüren. 400 Bilder, Gouachen, Zeichnungen umfasst das bisherige Werk des Berliner. Im Kontext zum abstrakten deutschen, europäischen Expressionismus hätte dieses elementare, leidenschaftliche Werk endlich einen kunsthistorischen Platz verdient.

Galerie Art Cru Berlin, Träger ist ein gemeinnütziger Verein im Kunsthof Oranienburger Straße 27. Bis 11. Januar, Di.+ Do. 12–18, Mi. 14–18 Uhr oder nach Vereinbarung (030) 24357314 oder galerie@art-cru.de

NACHRICHTEN

Grundsteinlegung für neues Museum in Berlin im Februar

Die Arbeiten für das inzwischen als „berlin modern“ firmierende Museum des 20. Jahrhunderts unweit des Potsdamer Platzes kommen voran. Für den aktuell mit fast einer halben Milliarde Euro kalkulierten Bau soll nach Angaben von Kulturstatsministerin Claudia Roth am 9. Februar offiziell der Grundstein gelegt werden. Bis 2027 soll am Kulturforum im Herzen von Berlin der dann siebte Standort der Nationalgalerie Berlin fertiggestellt sein. Das Museum entsteht direkt zwischen den als Architekturikonen gefeierten Bauten von Neuer Nationalgalerie und Philharmonie. Lange Zeit war das Haus wegen seiner schlechten Energiebilanz umstritten. Grünen-Politikerin Roth will es zu einem „Vorbild für Nachhaltigkeit“ machen. Dafür wurden die Pläne für das seit 2019 im Bau befindliche Museum überarbeitet. (dpa)

Kritik an Streit über höheren Rundfunkbeitrag

Thüringens Staatskanzleichef Benjamin-Immanuel Hoff hat die Art und Weise kritisiert, wie über die geplante Erhöhung des Rundfunkbeitrags gestritten wird. „Es gibt aus meiner Sicht eine Diskussion, die ich falsch finde, die ich Rundfunkbeitragspopulismus nenne“, sagte der Linke-Politiker am Dienstag in Erfurt. Es gebe eine Preisentwicklung in der Gesellschaft, die auch im öffentlich-rechtlichen Rundfunk abgebildet werden müsse. „Wenn man das dauerhaft nicht tut, dann kürzt man aus meiner Sicht den öffentlich-rechtlichen Rundfunk unzulässig kaputt.“ Hoff sprach sich von einer Deckelung der Intendantengehälter aus. (dpa)

Uffizien-Chef Eike Schmidt sorgt für Kontroverse



Eike Schmidt, noch bis Jahresende Direktor der Uffizien in Florenz LUCIA BRUNO/AP

Der Direktor der Uffizien in Florenz, Eike Schmidt, ein gebürtiger Freiburger, hat für eine Kontroverse in seiner Wahlheimat Italien gesorgt. Er empfing am Sonntag den Parteichef der rechtspopulistischen Lega, Matteo Salvini, sowie zahlreiche weitere Politiker rechtsnationaler Parteien Europas in der weltbekanntesten Kunstsammlung. Mit Salvini ließ sich Schmidt vor dem Botticelli-Gemälde „Geburt der Venus“ fotografieren. Nach Kritik aus dem Mitte-Links-Spektrum verteidigte er die Geste. Museen müssten offen sein für alle, unabhängig von ihrer politischen Überzeugung. Schmidt, der die Uffizien seit 2015 leitet, wird das Museum zum Jahresende verlassen. Es gibt Gerüchte, der 55-Jährige, der seit kurzem italienischer Staatsbürger ist, könnte Bürgermeister von Florenz werden wollen. Vor kurzem hatte er im Interview der Süddeutschen Zeitung bestätigt, dass er dies ernsthaft erwäge. Eine Unterstützung durch das Mitte-Rechts-Lager würde ihn dabei „nicht abschrecken“, sagte er. (BLZ)

„Anne Will – und ich will auch“

Zwei Berlinerinnen haben ein lesbisches Liebeslied für die Fernsehmoderatorin gedichtet

STEFAN HOCHGESAND

Anne Will hat viele Fans, so viel klar. Viele werden sie nach ihrer letzten „Anne Will“-Sendung am Sonntagabend als die große 21.45-Uhr-Talkerin vermissen. 16 Jahre sind ja schon Merkel-Kaliber. Was aber viele ihrer zahlreichen Fans vermutlich noch nicht wissen, ist, dass eine Berliner Indie-Band namens Zuckerklub der Talkmeisterin schon vor einem Dutzend Jahren ein lesbisches Liebeslied geschrieben und gesungen hat.

Von einer „Wahnsinnsfrau“ schwärmt die Zuckerklub-Sänge-

rin Chio in dem Gagenpunk-Song „Anne Will“, einer Frau, die sie beim Zappen entdeckt hat. „Und Anne will – und ich will auch! / Anne Will / Ich weiß, dass sie mich braucht.“ Die Hormone geraten in Wallung. Simpler Text mit klarer Ansage, begleitet von Marlen Pelný auf der elektrischen Gitarre; auf YouTube findet man ein charmantes Live-Video des Songs, entstanden



Anne Will

WOLFGANG BOHRNS/NDR/DFP

bei der Zitty-Leserlounge am 25. August 2011 auf dem Arena-Badeschiff.

Doch dann nimmt der Song noch eine Wendung: „Ich weiß, dass ich sie platonisch liebe / und in Wahrheit niemals kriege. / Oho / Oho.“ Trotzdem guckt das lyrische Ich weiterhin die Tagesthemen (Wills damalige Sendung), „das lass ich mir von niemand nehmen“. Wermutstropfen: „Aus uns wird

wohl nichts werden, denn sie ist halt prominent / Unserer Liebe steht im Weg: dass sie mich ja gar nicht kennt.“ Das hält das lyrische Ich allerdings nicht davon ab, im Gassenhauer-Refrain wieder dieser Anne zu verfallen: „Anne Will – und ich will auch! / Und ich will Anne!“

Hand aufs Herz: Es wurden schon komplexer gestrickte Liebeslieder geschrieben, sogar in Berlin, aber Spaß macht der Song trotzdem. Wir können nur hoffen, dass Anne Will ihn auch mal zu Gehör bekommt. Und am Ende vielleicht gar ein „Ich will auch“ zurückschmettert, das wär's doch.